

nur, in so fern es nicht aus der Art schlägt ¹⁾, und grade dies ist gemeinhin bei den Adeltigen nicht der Fall, sondern sie sind meist unbedeutende Menschen. Denn man kann bei den Geschlechtern der Menschen ebenso von einem guten Jahrgange an tüchtigen Männern reden, wie von den Erzeugnissen des Bodens; manchmal, wenn der Stamm gut ist, erwachsen aus ihm im Laufe der Zeit ausgezeichnete Männer, worauf es denn wieder abwärts geht. Was die Ausartungen betrifft, so arten die genialbegabten Geschlechter vorwiegend in tolle Charaktere aus, wie die Nachkommen des Alkibiades und des älteren Dionysios, die standfesttüchtigen dagegen in Schlassheit und Stumpfsinn, wie die Nachkommen des Kimon, Perikles und Sokrates ²⁾.

Sechzehntes Kapitel.

Was der Reichtum für Charakter-Eigenthümlichkeiten zur Folge hat, liegt vor Jedermanns Augen. Denn sie ³⁾ sind übermüthig und hochmüthig, sobald sie dem Besitze des Reichtums irgend einen Einfluß auf ihr Wesen gestatten. Sie kommen sich nämlich grade so vor, als ob sie alle möglichen Vorzüge besäßen, denn der Reichtum ist gleichsam eine Art Maßstab für den Werth aller andern Dinge, und daher entsteht der Schein, als sei für ihn alles und jedes käuflich.

¹⁾ Ebenso Aristot. Thiergeschichte I, Kap. 1. Aristoteles' Definition des wahren Adels läuft auf Shakespeare's berühmten Ausspruch hinaus (Ende gut, Alles gut):

„Die Ehre zeigt, wie Ehre den verdammt,
Der sich berühmt, er sei von ihr entstammt
Und gleicht der Mutter nicht!“ —

²⁾ Alkibiades' gleichnamiger Sohn hieß wegen seines tollkühnen Treibens „der Affe seines Vaters“; die Excentricitäten des jüngern Dionysios sind weltbekannt; von Kimons Söhnen wissen wir nichts Näheres, wohl aber wissen wir, daß die Söhne des Perikles (die ehelichen) und des Sokrates geistesträge Schwachköpfe waren. (Vgl. Seneca Epist. 104. und Prinsterer Prosopographia Platonica p. 128.).

³⁾ D. i. die Reichen.

2. Ferner sind sie üppig und alberne Geldprahler; üppig aus weichlicher Gewinnsucht und aus Lust an der Schaustellung ihrer Herrlichkeit; alberne und geschmacklose Geldprahler, weil alle Menschen die Gewohnheit haben, sich mit dem zu beschäftigen und zu thun zu machen, was sie lieben und was Gegenstand ihrer Verehrung ist, und weil sie meinen, daß die andern Menschen dieselben Dinge eifrig erstreben, welche für sie selbst das Höchste sind. Und dazu kommt, daß sie diese Einbildung nicht ohne Grund hegen. Denn die Zahl derer, welche der Reichen bedürfen, ist groß. Darauf bezog sich auch, wie es in der Erzählung von den Weisen und Reichen lautet, Simonides¹⁾ in seiner Antwort auf die Frage von Hieron's Frau: ob es' besser sei, reich oder weise zu sein? „Reich,“ sagte er, „denn er sehe die Weisen in den Vorhöfen der Reichen verweilen.“

3. Folge des Reichthums ist ferner bei den Reichen die Meinung, sie hätten Anspruch, das Regiment zu führen, denn sie meinen, daß sie dasjenige besitzen, was den Anspruch zu regieren begründe. Kurz und in Summa gesagt: Reichthum gibt den Charakter eines unverständigen Glückspilzes. Jedoch ist ein Unterschied zwischen dem Charakter des eben erst reich gewordenen und dem Charakter des in altbegründetem Reichthum lebenden, in so fern der eben erst reichgewordene Glückspilz alle jene Fehler in verstärktem Grade und schlimmerer Gestalt besitzt. Denn so einem reichen Emporkömmlinge fehlt so zu sagen die Erziehung des Reichthums. Was ferner die Vergehungen der Reichen anbetrifft, so sind dieselben nicht boshast schädigender Art, sondern sie laufen theils auf Uebermuth, theils auf Unenthaltbarkeit hinaus, z. B. auf beleidigende Mißhandlung²⁾ und Ehebruch³⁾.

¹⁾ Diese Antwort läuft hinaus auf Shakespeare's Wort, der in „Ende gut, alles gut“ die Helena sagen läßt:

— „Dem Reichthum noch so schlecht
Dient oft die Weisheit, nackt und arm als Knecht!“

²⁾ Wir würden sagen „Realinjurien“.

³⁾ D. h. Maitressenwirthschaft.